

Das Kunstgebiet liefert dem satirischen Dichter gleichfalls manches willkommene Ziel für seinen Witz:

Moderne Kunststrichtung.

Auf reine Leinwand einen Schutzgoll
Kann ich nicht billigen,
Doch auf bemalte einen Schutzgoll
Würd ich bewilligen.

An eine Theaterbesucherin.

Du bist wie eine Tanne,
Anstrebend himmelan;
Ich seh dich an und lese,
Daß ich nichts sehen kann.
Mir ist, als müßt ich die Hände
Aufs Haupt Dir legen lachend,
Dein Chignon zu entfernen,
Daß dich zur Niesin macht.

Einem Lustspiel-Dichter.

Streicht Du Dir Lanteme ein,
Spricht Du: „Der Rehte ist mein!“
Doch hält man Umschau im Wipfelprie,
Ist nicht der Rehte von Dir.

Auf einen Tragödien-Dichter.

Du seht, wie er die Opfer trifft
Mit seinem Famben-Donnerkeile:
Die Helden fallen durch Dolch und Gift,
Die Hörer töten Vangeweile.

Aus dem Parlament sei nur die Mahnung an einen „Ueber-
lauten“, angeführt:

Streng nicht die Lunge zu sehr an
Im heißen Wortkampf der Parteien;
Der Gegner überreden kann,
Der bracht sie nicht zu überschreien.

Aus der Abtheilung „Was der Tag gebat“:

An Professor Jäger.

Liegt die Seele in der Nase,
Ist die Frage wohl erlaubt:
Wird des Menschen Seele reiner,
Wenn er sich die Nase schnaubt?

In den Selbstmorden in Monte Carlo.

Verjagt die Kugel im Roulette
Und schwindet das letzte Hoffen,
Dann mach's eine andere Kugel wetten,
Und die Sterbenden stöhnen: „Getroffen!“

Den Beschluß macht ein „Bunter Teller“, der sehr zum
Nachschen verlockt, doch wollen wir die Auslese beschließen. Der
Leser wird sich wohl überzeugt haben, daß Hugo Vittauner ins
Schwarze zu treffen weiß und daß jeder Gewinner des Blattes
einen reichen Schatz von geistreichen Epigrammen erhält.

Ein Liebesdrama verlegt zwei Familien zu Saar-
gemünd in große Trauer. Seit Montagabend war ein junger
Mann von ca. 30 Jahren mit einem der hübschesten jungen
Mädchen verschwunden, angeblich um dadurch die ihrem Ver-
hältnis versagte gebliebene Einwilligung seitens der Eltern des
Mädchens zu erzwingen. Da die Richtung der Entflohenen be-
kannt war, machte der Vater des Mädchens sich mit einem Be-
kannten auf den Weg und suchte das Pärchen in Saarbrücken
und Forbach, jedoch vergeblich. Nichts schlimmes ahnend kehrte
der unglückliche Vater zurück, hoffend, daß wenn das Geld knapp,
das Paar schon von selbst zurückkehren würde. In banger Er-
wartung verstrich so die Zeit, bis Freitagabend eine Depesche
anlangte, das entführte Mädchen sei erschossen im Forbacher Walde
gefunden worden, von ihrem Begleiter jedoch keine Spur vorhan-
den. Die sofort eingeleitete Untersuchung wird jedenfalls Licht
in die dunkle Sache bringen.

Aus Bonn wird folgender komische Vorfall berichtet:
Wir schlenderten am Sonntag nachmittag still und vergnügt
durch die Poppelsdorfer Allee, an nichts Arges denkend Da plötz-
lich — o Graus — verküert eine junge Dame ihre Tourneüre,
und rat' einmal, geschätzte Leserin, worin dieselbe bestand. Doch
um Deinen Scharfsinn nicht auf eine zu harte Probe zu stellen,
will ich es Dir nur gleich verraten: Die Tourneüre war ein alter
Muff. Die junge Dame aber entfernte sich eilenden Schrittes,
nicht achtend des ihr folgenden schallenden Gelächters und
des unschuldigen einsam am Boden liegenden Muffes.
Wäre es nicht besser, den unnützen, unsinnigen, oft entstellenden
Ballast beiseite zu werfen, als sich so dem öffentlichen Spotte
preiszugeben?

[Aus der Kinderstube.] Die kleine Elise kommt
freudestrahlend von einer Einladung nach Hause, erzählt, wie
vergüht sie war und was man ihr vorgesetzt habe. „Denke
Dir, Tante“, sagte sie, „denke Dir, wir bekamen unter anderem
— und das wäre das Beste — einen Kirschkuchen mit schon
ausgespuckten Steinen!“

[Der Grobian.] „Mein Mann ist ein roher Patron“,
erklärt Frau K. einer guten Freundin gegenüber. — „Wie so,
mein Herz?“ — „Er zankte sich gestern betartig mit mir, daß
ich meinen Leuchter nahm und ihm denselben an den Kopf
warf. Was denkst du, daß er that?“ — „Wie soll ich das
wissen?“ — „Er stellte sich vor den Spiegel, damit ich nicht
auch noch mit dem zweiten nach ihm werfen sollte. Der Grobian!“

Der Krieger „Hoch“

Fest-Lied.

Mel.: Freiheit, die ich meine.

Auf Kam'raden alle!
Schließet einen Kreis,
Deutsches Blut nun walle
Frei und froh — wer weiß
Wieviel spä're Leiden
Unser Herz durchzuehn,
Wieviel noch der Feinden
Unserm Bunde blühn!

Welch ein neues Leben
Geht durch uns're Reih'n,
Fließt im Blut der Reben,
Schäumt im goldenen Wein!
Singt von Deutschlands Ruhme,
Einigkeit und Macht!
Mit welchem Selbsttume,
Sei ein „Hoch“ gebracht!

Als der Helden ersten,
Feiern wir auf's Neue,
In dem reinsten — hehrsten
Urthild deutscher Treu,
Unsern ruhmgekrönten
Kaiser Wilhelm noch!
Mit dem oft ertönten
Mufe „hoch! hoch! hoch!“

Doch der Liebe Bande
Zieh'n auch anderwärts!
Heil dem Vaterlande!
Spricht das deutsche Herz:
„Hoch das Land der Eichen!
Einig groß und stark!
Gerrlich ohne Gleichen
Auch Westfalens Mart.“

„Sohn der roten Erde!“
Der Du Kriegerstout,
Wähe und Bekümmert,
Trugst mit Heldennut,
Daß es hell erklingen!
„Hoch das deutsche Heer!“
Halt'st ja mit erringen
Deutschen Ruhm und Ehr.

Achtung fest Kam'raden!
Nicht euren Blick,
Sind wo Schmerz beladen
Nacht das Gesicht!
Den verblühten Helden
Die voll Mut gegliht
Laßt uns freudig melden
„Euer Vorbeer blüht!“

Heldengräber schmücken
Jungfrau deutscher Art!
Sommerblumen pflanzen
Hände weiß und zart!
Die nicht Wunden schlagen
Warternd Seel und Leib,
Die uns liebend fragen:
„Hoch das deutsche Weib!“

Seid Kam'raden alle
Treu in Leid und Lust!
Deutsches Blut nun walle
Durch die deutsche Brust!
Da die Eiche bebt,
Wie's auch strömt und reißt
Achtung — Hoch es lebe
Der Kameradschaft Geist!

G. A. Meißner.

Rätsel-Sprung.

flam-	der	wüh-	der	dün-	be	dei-	ger
sam	dicht-	men	lie-	le	fän-	ten	brand
und	ne	lang-	gen	wenn	ver-	laß'	men
kunst	nicht	ge-	lo-	nicht	leib	deri	schwe-
füh-	bert	füh-	das	mo-	ent-	schnell	den
der	der	gen	tod	ihn	selb	zu-	wenn's
her-	le	a-	ben	einf	men	brich'	dem
sche	mit	im	brich'	dann	le-	mir	sam

Auflösung des Silbenrätsels in voriger Nummer:

Herkules
Hesclap
Marmor
Marabu
Elbogen
Landtag

Samstagsblatt

Unterhaltung und Belehrung.

Verantwortlicher
Redakteur:
H. W. Crone.

Beilage des Lüdenscheider Wochenblatts.

Druck und Verlag
von W. Crone jr.

№ 31.

Samstag, den 1. August.

1885.

Die Frankenburg.

Original-Roman von M. Romany.

Nachdruck verboten.

Fortsetzung.

Plötzlich hörte sie im anstoßenden Gemache ein Geräusch.
In der Meinung, die Gräfin sei es und werde jetzt erscheinen,
schlug sie das Heft, welches sie in der Hand hielt, zusammen
und stellte es an seinen vorherigen Platz zurück. Jedoch Klothilde
kam nicht. Der Ton verhallte und die Thüre blieb ge-
schlossen; niemand ließ sich sehen. Als das Mädchen nun im
Begriffe stand, das Buch wieder zu nehmen, um zu lesen, fiel
ihr der prächtige Einband in die Augen, den sie vorher nicht
einmal betrachtet; es war eine Fassung von Maroquin, mit
einer Girlande von Silberblumen versehen, in deren Mitte eben-
falls in Silber aufgelegt, der Name prangte: Klothilde von
Sternenberg. „von Sternenberg!“

Wie begeistert ruhte Elsas Blick auf diesem Zeichen, als
gälte es ein liebes Wesen, so schwärmerisch glitten die Silben
wieder und befehliger über ihren Mund. Sie hatte ihn ja schon
einmal im Leben gehört, diesen hehren Namen, der ihr so fest,
wenn auch momentan im Dunkel der Vergessenheit verloren, in
der Seele stand: „von Sternenberg.“ Unverwandt hastete das
Auge auf den Zügen ihrer Schrift, wieder und wieder flüsteren
ihre Lippen die so traulich klingenden Laute: sie sann, sie grü-
belte und vertiefte sich in alle, auch die entferntesten Winkel der
Erinnerung, bis dann endlich der Schleier, welcher das zauber-
reiche Geheimnis ihrem Geiste verhüllte, abfiel und sie in der
Wirklichkeit den Faden des Ereignisses wiederfand.

Zurück in die Vergangenheit flogen ihre Gedanken, weg
über alles Glend, allen Jammer, denen sie eine Reihe von Jahren
ausgesetzt war; hinüber über alle Sorge, alle Schmach, unter
der sie bei Madeleine so lange Jahre gekämpft. Fort eilten sie
über die Orte der Schweiz und Italiens, in denen sie die elen-
deste Mißhandlung Jahre durch getragen, bis sie an einem stillen
Platz ankamen, an jenem einsamen, kleinen Dorfe an der Küste
des Meeres, wo ihre friebliche Heimat gewesen war; wo die
Hütte gestanden, die sie ihr trautes Vaterhaus nannte, wo Bella
noch die fröhliche, die heitere Gespelin ihrer Kindheit gewesen
war; wo ihr eine Mutter gelebt, so fromm und treu, wie kein
zweites Mutterherz mehr auf Erden, die für ihre Kinder gesorgt
und gelitten, die für sie gearbeitet, geduldet und endlich der Last
ihrer Leiden erlegen war. Ja, da war es gewesen, da hatte sie
diesen Namen gehört; sie selbst hatte ihn getragen, ihre Mutter
ihre Schwester hatte man bei diesem Namen genannt. Dertlich,
wie auf jedem Buch dem Auge, lagen jetzt diese Zeichen ihrem
Geiste offen; es war der Name ihrer Mutter, ihrer Schwester,

ihr eigener, seit vielen Jahren in Vergessenheit geratener Name
von Sternenberg. Ihr ohnehin trauriges Gemüt wurde vollends
weich, zur Wehmuth gestimmt; glänzende Bähren drängten sich
mit Macht in ihre Wimper, vergessen ihrer selbst, vergessen des
Orts, an dem sie weilte, glitt der Kopf in ihre Hände und sie
meinte heiße Thränen tiefsten Leids, der Erinnerung an die Liebe
ihrer Mutter, dem längst entschwundenen Glück ihrer Kindheit
geweiht. Immer reichlicher flossen die Thränen, immer bestiger
wogte es in ihrer Brust; ergoß sich, doch in diese Bähren all
das Wehe, das seit dem vorigen Tage schon ihr Inneres erfüllte,
meinte sie doch in diesen Perlen den ganzen Schmerz ihrer ein-
samen Verlassenheit aus! In der Hingabe an ihre Wehmuth hatte
sie nicht einmal vernommen, daß die Gräfin in den Saal getreten
war und eine lange Weile in stummer Betrachtung an ihrer
Seite stand; erst dann als Klothilde mit der Hand ihre Schulter
berührte und in einem Tone großer Befremdung die Frage stellte,
warum sie weine, fuhr sie in die Höhe und stammelte verlegen
ein paar unzusammenhängende Worte der Entschuldigung.

„Biel würde ich darum geben, die Ursache Ihres Kammers
zu erfahren“, meinte die Dame in einem Ton, der einen seltenen
Abstand gegen die hochmüthige Weise ihres gefrigen Auftretens
bildete. Elsa senkte den Blick. „Das wäre eine lange Erzählung“,
erwiderte sie schüchtern, „und dann —“ — „Das heißt, Sie
wollen mir Ihr Geheimnis verschweigen“, unterbrach sie Klothilde,
„dann also lassen Sie uns an die Auseinandersetzung der
von mir gewünschten Arbeiten gehen.“ Elsa gehorchte. Sie
trocknete die Augen und zeigte sich der Dame aufmerksam. „Sie
verstehen doch, Schleifen und Bänder nach der Mode zu ordnen?“
fragte diese wieder. Elsa bejahte. „So kommen Sie also. —
Doch vor allen Dingen, wie heißen Sie denn?“ Elsas blaßes
Antlitz übergoß sich mit Purpurglut; diese Frage schien die ganze
Wucht ihrer Gefühle von neuem heraufzubeschwören. Einen
Augenblick war sie im Zweifel, in welchem Sinne diese Frage
an sie gerichtet sei; dann aber, sich ermannend und den schul-
digen Verhältnissen Rechnung tragend, stotterte sie die Worte:
„Elsa Grison.“ — „Und sind schon früh zur Waise geworden?“
inquirierte jene weiter. — „Meine Mutter starb, als ich sechs
Jahre alt war, meinen Vater kannte ich nicht.“ — „Da stehen
Sie jetzt ganz allein in der Welt?“ — „Ganz allein nicht“,
erwiderte Elsa, „die Familie, bei der ich wohne, nahm sich meiner
an. — Ich verstehe die Bänder nach den verschiedensten Façons
gefällig zu arrangieren“, fügte sie, um weiteren Fragen auszu-
weichen, schleunig hinzu. — „So kommen Sie in mein Boudoir,
wir finden dort alles, was wir brauchen, in der Nähe zusammen
und ich werde dann nicht länger, als notwendig, aufgehalten
sein.“ Mit diesen Worten öffnete sie eine Thüre und winkte
dem Mädchen, ihr durch eine ganze Reihe anstoßender Gemächer

zu folgen. „Hier ist eine ganze Schachtel voll echter Spitzen-
ärmel und Barben, die ich auseinandergetrennt und nach der
Mode umgearbeitet wünsche,“ meinte die Gräfin. „Wie lange
Zeit werden Sie damit beschäftigt sein?“ — „Einige Tage,“
entgegnete das Mädchen, „wenn die gnädige Frau befehlen, so
werden wir bis zum Schlusse dieser Woche mit deren Herrichtung
fertig sein.“ — „So arbeiten Sie täglich?“ — „Von früh bis
zur Nacht.“ — „Und den Grafen Hohenheim, sehen Sie ihn
häufig?“ — „Nur zuweilen, gnädige Frau.“ — „Ich war der
Meinung, daß er Ihr Freund sei!“ — „O gewiß, im ganzen
Sinne des Wortes, und er weiß auch, wie sehr ich ihm dankbar
bin. — Soll jede Barbe nach einem anderen Muster gemacht
sein?“ — „Handeln Sie damit ganz nach Ihrem Geschmack.“ —
„Seit wie langer Zeit sind Sie schon mit dem Grafen bekannt?“
— „Mehr als sechs Jahre.“

„Sechs Jahre! Wieso machten Sie die Bekanntschaft? er-
zählen Sie mir. Sehen Sie sich hierher auf den Divan,“ ging
sie mit freudlichem Lächeln weiter, „es mag Ihnen nicht schaden,
ein halbes Stündchen zu plaudern.“ — „Elsa nahm Platz. Graf
Hohenheim war der Beschützer meiner Kindheit,“ stammelte sie
dabei verlegen. — „Der Beschützer Ihrer Kindheit! Wo wie
kam das?“ Elsa antwortete nicht mehr; Leichenblässe hatte plötzlich
ihre Züge bedeckt, ihre Lippen waren geöffnet, das Auge starr
auf die Tafel eines vor ihr stehenden Tisches gebannt. Klothilde
glaubte zu träumen. Sie richtete wiederholte Fragen an das
Mädchen, ohne daß sie eine Antwort bekam; sie rief, sie erfaßte
ihre Schulter, aber Elsa verharrte in der Stellung, als ob sie
wachend träume, unbewußt durch den Umstand, daß sie in fremdem
Hause, in der Gesellschaft einer hochgeborenen Dame war. Das
Staunen der Gräfin nahm mit jedem Augenblick zu. Wieso kam
es, daß die Fremde hier in ihrem Hause ein so absonderliches
Betragen zur Schau trug? war sie ihrer Sinne nicht mächtig?
war eine fixe Idee ihr zu Kopf gestiegen? Sie folgte ihrem
Blicke, der fest auf ein kleines Tischchen gerichtet war; sie suchte
spähen nach einem Grunde, aber es lag ja auf dem Tisch nichts,
als ein Bild, das Porträt ihres Vaters, welches, da der Na-
men zerbrochen, bis zu weiterer Verfügung dorthin gelegt war.

Das Porträt ihres Vaters; Der Sinn der Gräfin ward
nun auch seinerseits in sich selber verwirrt; ein fremdartiger
Gedanke fuhr mit Zauberkraft durch ihr Gehirn. Mit einem
Antlitze, das im Moment jede Farbe verloren, starrte sie wie
blind auf die geisterbleichen Züge des Mädchens, das immer noch,
wie vordem, in den Anblick des Bildes verloren war. O, wie
seltsam ward jetzt der stolzen Dame zu Mute! Waren das nicht
dieselben Züge, dieselben Formen des Kopfes, deren liebende
Schönheit schon einmal ihre Aufmerksamkeit erregt gemacht? Dieses
goldene Haar, in so üppiger Fülle zusammengeflochten, diese be-
zaubernde Blässe, dieser seelenvolle Blick in seinem veilschenblauen
Glanze, hatten sie nicht schon vor Jahren ihren Lippen einen
Ausruf der Bewunderung entlockt? Aber wie denn? War der
Eindruck, welchen diese Züge damals auf ihr Inneres gemacht,
so ganz aus ihrem Gedächtnisse verloren, daß sie nicht schon
gestern, beim ersten Anblick, das junge Wesen in diesem Bild-
nisse wieder sah?

„Vater,“ stammelte jetzt Elsa, ohne daß sie sich ihrer Worte
bewußt war, „muß denn Dein Wiederfinden so ganz ohne Hoff-
nung sein?“ — Klothilde bebte, kaum hielt sie sich mehr. „Sie
kennen dieses Bild?“ fragte sie mechanisch. — „Wie sollte ich
diese teuren Züge nicht kennen?“ entgegnete Elsa, das starre Auge
unverwandt auf die Leinwand geheftet, „waren sie nicht viele
Jahre hindurch der einzige Trost, der meiner verlassenen Kind-
heit geblieben war?“ In unaussprechlicher Qual preßte Klothilde
die Hand aufs Herz; war es doch zuviel des Spiels, welches
das grausame Schicksal hier mit ihr getrieben! Ein simples Mäd-
chen niederer Herkunft glaubte sie zu finden, und Elsa stand vor
ihr, sie, die mächtigste aller Gegnerinnen, welche ihr das Leben
gegeben, die einzige Sterbliche jetzt, die ihr Schicksal in der Hand
hielt, die ihr und ihres Kindes Dasein zu vernichten imstande
war! Warum aber auch hatte sie nicht ruhen lassen, die Asche
des Unheils? Was trieb sie an, daß sie mit freudiger Hand
das Verhängnis heraufbeschwor? Mußte sie trachten, selbständig
die Pfade ihres Lebensweges zu lenken, deren Bestimmungen
doch der Himmel seiner mächtigeren Hand nicht nehmen ließ?

„Also hat sich das Schicksal erfüllt!“ sprach wieder mit
vor Thränen erstickter Stimme das Mädchen, „also hat mich

die Stimme meines Herzens doch nicht getäuscht! — O wäre
Bella bei mir!“ — „Bella,“ wiederholte die Gräfin, „Elsa und
Bella, das Zwillingsspiel.“ — „Sie kennen unser Schicksal?“
fragte voll Erstaunen das Mädchen. — „Ja, ich kenne Dich,
Kind,“ versicherte Klothilde in bebendem Tone. „Komm her zu
mir, setz Dich nieder, hier an meiner Seite, umarme mich. Ein
verhängnisvolles Schicksal hat unsere Wege ineinandergeleitet;
aber wir wollen ihm beugen; wir wollen in Zukunft gute und
getreue Freundinnen sein.“

Vierzehntes Kapitel.

Es dauerte Stunden, bis Klothilde nach der so verhängnis-
vollen Entdeckung wieder Herrin ihres Denkens und Handelns
war. In dem Moment, da Elsa das Geheimnis ihrer Geburt
auf so einfache und bestimmte Weise enthüllte, hatte sie die ihr
drohende Gefahr nicht einmal in ihrer vollen Größe erkannt, jetzt
erst, da sie wieder überlegte, erfaßte ihr Geist den unüberwind-
lichen Abgrund, der ihr, nach dem, was sie selbst hervorgerufen,
mit offenem Rachen entgegenlag. O, solch einen Untergang, wie
sie ihn heraufbeschworen hatte, mußte sie verhindern! Das Ver-
derben durfte sie nicht treffen, es mußte auf alle Fälle von ihrem
Haupte abgewendet werden! In wahnsinniger Verzweiflung durch-
eiften ihre Gedanken alle nur möglichen Gebiete, mit fieberhafter
Geschäftigkeit arbeitete ihr Geist an Plänen, die ihre erhitze
Phantasie zu Gunsten ihrer Rettung ersann. Es durfte ja nicht
werden! Das Kind in seiner Einsicht und Thorheit konnte ja,
durfte ja nicht Siegerin über sie, Klothilde, die Gemahlin des
Grafen von Sternenberg, sein!

In weit anderer Stimmung sah Elsa da. Am liebsten hätte
sie, da ja doch der Vater nicht mehr lebte, dieser Stätte für immer
Ballet gelagt; aber in dringendem Verlangen äußerte die Gräfin
den Wunsch, daß sie bliebe, bis die gegenseitige Beziehung zwischen
ihnen aufgeklärt sei. Nur mit Widerstreben hatte Elsa eingewilligt,
Klothilde einen Blick in die Verhältnisse werfen zu lassen, unter
denen sie ihr junges Leben bis jetzt hingebracht. Mit Belemmung
sprach sie über die Beziehung zu Madeline Grison, der ange-
lichen Ahne, zitternd erwähnte sie der Schwester, deren Spur
für immer verloren schien, und tiefe Schamröte bedeckte ihre Züge,
als endlich die Rede auf das Ereignis ihrer Bekanntschaft mit
dem Grafen Hohenheim kam. Aber treu der angeborenen Schlich-
theit erzählte sie, da es nun einmal sein mußte, die Erlebnisse
mit einer Offenheit, wie nie zuvor; und so war es natür-
licherweise für Klothilde ein leichtes, über Charakter und Ver-
hältnisse des Mädchens ein Urteil zu haben, bevor ein Zeitraum
von wenigen Stunden verflossen war. Jetzt war die Inquisition
am Ziel. — „Du sagtest mir noch nicht,“ meinte eben die Gräfin,
„wie jenes Dorf geheißt,“ worin die Hütte der Mutter stand.“
— „Den Namen weiß ich nicht,“ entgegnete Elsa, „ich war zu
jung, als man mich aus ihm fortnahm.“ — „Und wann gab
Dir die Mutter das Bildnis Deines Vaters?“ — „Ich glaube,
daß es in der Stunde ihres Todes war, der ganze Vorfall liegt
nur noch dunkel vor mir, die Einzelheiten prägen sich meinem
Gedächtnisse nicht ein. Ich weiß nur, daß die Mutter dieses
Bild, so lange sie lebte, hütete, und als sie uns es gab, aufs
strengste anbefahl, es zu wahren; es werde uns, so meinte sie,
einmal unsern Vater wieder finden lassen, der ohne dieses
Kleinod auf ewig für uns verloren sei. Die Mutter hatte Recht,
meinte sie, nachdem sie eine Thräne getrocknet, „denn niemals
hätte ich in jenem Gemälde meinen Vater erkannt, würde ich
nicht die Züge des kleinen Bildes meinem Herzen so unaussch-
lich eingeprägt haben. O, warum mußte dieses Wiedersehen ein
gar so trauriges sein?“

„Weine nicht, mein Kind,“ meinte die Gräfin begütigend,
„der Himmel schreibt uns manche düstere und unheilvoll scheinende
Wege vor; aber seine allmächtige Hand waltet stets nur mit Weis-
heit nach seinem höheren Plan. Auch den Schmerz dieses Ereig-
nisses wird die Zeit verwischen.“ — „Ja, ein Ereignis war
diese Entdeckung, kummervoll und traurig,“ schluchzte das Mäd-
chen, „denn stehe ich jetzt nicht einsamer, verlassen, als ich es
jemals gewesen, allein auf der weiten Erde da?“ — „Du bist
nicht verlassen,“ erwiderte Klothilde eifrig, „bin ich nicht da und
bin ich Dir nicht im eigentlichen Sinne des Wortes verwandt?
Wirst Du die Hand der Mutter nicht anerkennen, die sich für-
sorglich auf Dein verlassenes Haupt zu legen bereit ist? Wirst
Du die Teilnahme, die ich Dir entgegenbringe, von Dir wissen,
ohne daß Du ihren Segen erprobtest? Du siehst mich an, Du

verstehst mich nicht? Komm her in meine Arme! Ich will Dir,
die Du Dich verlassen glaubst als jemals, eine treue und liebe-
volle Mutter sein!“

Verwirrt starrte Elsa in das Antlitz der Dame. War es
Täuschung, was sie hörte, irrte sie, oder war es Wahrheit? Offnete
die Gräfin in allem Ernste die Arme, um sie an sich zu schließen?
War das die Liebe einer Mutter, was aus ihr sprach? Im Ueber-
maße des Erstaunens und der Freude — sie konnte sich ja nicht
fassen — warf sich Elsa in die Umarmung, die ihr zu winken
schien, sie lehnte das thränen schwere Haupt an die Brust der
hohen Dame und weinte Zähren frommer Rührung; war es
doch das erste Mal in ihrem jungen Dasein, daß man ihr mit
solch bethörend süßen Worten entgegenkam!

„Ich kannte Dich nicht,“ sprach Klothilde in hauchzerischem
Tone, „ich hatte keine Ahnung, wer mir gegenüberstand, als ich
Dich sah. Es mußte wohl die Sprache der Verwandtschaft ge-
wesen sein, die mich führte, als ich das Anerbieten Deiner Freundin
zurückwies und das Verlangen hatte, nur Dich um mich zu sehen.
Ich liebe Dich,“ fuhr sie fort, da Elsa keine Erwiderung hatte,
„und werde, soweit es in meinen Kräften liegt, das Glück der
neugefundenen Tochter zu fördern bemüht sein. Und Du, was
versprichtst Du dagegen mir?“ — „Ich werde meine Pflicht er-
füllen,“ gab das Mädchen zur Antwort, „und vertraue, daß ich
unter Ihrer Leitung glücklich sein werde,“ fügte sie langsam hinzu.
Fortsetzung folgt.

Die Königin der Blumen.

(Schluß.)

Auch der Sprachschatz verdankt der Rose eine große Zahl
von gesägten Worten und Redensarten, von welchen die latei-
nische Phrase sub rosa wohl die weiteste Verbreitung gefunden.
Dieser Ausdruck soll seinen Ursprung der allgemeinen Meinung
verdanken, daß das, was sich zwei Liebende unter den Rosen,
in einer Rosenlaube zuflüstern, zu einer Publikation in den
Blättern wenig geeignet ist. Daß die Rose die Blume und das
Symbol der Liebe ist, dürfte allgemein bekannt sein.

Die zu allen Zeiten und an allen Orten gleichgebliebene
Verehrung für die Königin der Blumen kam der Rosenkultur
gar sehr zu statten. Heute kennt man nicht weniger als 3000
Rosenvarietäten. Im Oriente, in Indien, Italien, England,
Frankreich giebt es förmliche Rosenplantagen. Der größte Rosen-
stock, den man kennt, befindet sich im Marinergarten zu Toulon
in Frankreich, sein Stamm hat nahezu drei Fuß im Durchmesser,
und wenn er in voller Blüte steht, so tragen seine Zweige gleich-
zeitig mehr als 50000 Rosen.

Aber nicht nur die Menschen, sondern auch die Tiere lieben
sie zum — Fressen. Die kluge Biene jagt Honig daraus und
der noch klügere Elefant verpeißt sie ganz und gar.

Außerdem findet die Rose vielfache gewerbliche Verwendung.
Man gebraucht sie zur Bereitung von Rosenessig, Rosenliqueur,
Rosenkonfitüren, Rosenwasser, Rosenseife, Rosenöl, und zur Zeit
der größten Schlemmer Roms, Lucullus, Nero, Siliogabal, be-
nutzte man die Rosen sogar zur Bereitung eines Rosenpudding,
zu welchem Apicius in seinem berühmten Kochbuch folgende Vor-
schrift erteilt: „Gereinigte Rosenblätter werden mit Zitronensaft
übergossen und in einem Mörser gestoßen. Sodann nimmt man
vier gereinigte Kalbshirne, ein Quentchen gestoßenen Pfeffer,
acht Eier, zwei Gläser Rotwein, ein Glas Cyperwein und einiges
Del, rührt alles wohl durch einander und mischt schließlich das
fein poussierte Rosenpudde darunter. Man bestreicht dann eine
Form mit Del, schüttet die Masse hinein und backt sie bei
mäßigem Feuer im Ofen.“

Des „Puddings Kern“ ist daher nichts anders als ein ge-
backenes Kalbshirn mit Rosenpudde. Ob aber unsere moderne
Art, das gebackene Kalbshirn mit fein poussiertem Spinat anstatt
mit Rosenpudde zu servieren, einen Rückschritt oder einen Fort-
schritt in der Kochkunst bedeutet, wagen wir nicht zu entscheiden.
Ueber die Vorzüge des Rosenpudding mögen die Meinungen
immerhin verschieden lauten, die Superiorität des Rosenwassers
und Rosenöls über alle Wohlgerüche der Welt bleibt unbestritten.
Man hat die Vanille den Diamant unter den Gewürzen, den
Karlsbader Sprudel den Diamant unter den Mineralwässern
genannt, das Rosenöl darf wohl mit noch größerem Rechte der
Diamant unter den Nichtstoffen genannt werden. Wie für den
Diamant, so wird auch für das Rosenöl der höchste Preis gezahlt.

Wenn das echte Rosenöl auch nicht so viel kostet, als viele
fabeln, der Tropfen einen Dukaten, so ist es doch wahrscheinlich
an den Erzeugungsorten kaum billiger als um 200 Mark das
Lot zu erhalten. Auch teilt das Rosenöl die Eigenschaft mit den
Diamanten, daß selbst das kleinste Quantum immer noch einen
bedeutenden Wert hat, da man beispielsweise vom echten Rosenöl
nicht mehr braucht, als an der Spitze einer feinen Nähnadel
haften bleibt, um ein Taschentuch für Monate zu parfümieren
und ebenso reichen zwei bis drei Tropfen Rosenöl, in kleinen
Ballons aus tierischer Blase eingeschlossen, in ein Bett gelegt,
vollkommen hin, jahrelang das Bett mit Rosenduft zu erfüllen.

Echtes Rosenöl ist in Europa außerdem noch seltener wie
der Diamant zu finden, ja man dürfte kaum einen Ort be-
gehen wenn man annimmt, daß echtes unverfälschtes Rosenöl im
Handel gar nicht zu haben, besonders seitdem es gelungen ist,
einem dem Rosenöl ähnlichen Nichtstoff aus verschiedenen Gera-
nen-Arten zu gewinnen, welcher nun vorzugsweise zur Ver-
fälschung des echten Rosenöls verwendet wird.

Man legt der Rose alle Schönheit und Tugend bei und
betrachtet sie als den Inbegriff weiblicher Vollkommenheit; man
kann daher einer Dame auch keine größere Schmeichelei sagen,
als daß man sie mit einer Rose vergleicht.

Verchiedenes.

— Ins Schwarze trifft Hugo Pittauer mit den scharfen
Pfeilen der Satire. Der wißige Mitarbeiter des „All“ bietet
uns fobend durch Wilhelm Pfeibls Verlag (Berlin) ein hübsch
ausgestattetes Buch mit „Epigrammatischem Allerlei,“ das der
Poet sehr treffend „Ins Schwarze“ nennt. Der Satiriker beginnt
damit, seine Geschosse gegen Liebe und Ehe zu schleudern, wodurch
er zwar die Liebesgötter nicht aus der Welt jagt, wohl aber den
Schleier der Illusion gewaltig durchschneidet. Zur Probe mögen
aus der reichen Sammlung wißiger Epigramme einige hier ange-
geführt werden.

Amor und Hymen.

Blind macht Amor ganz und gar;
Hymen aber nicht den Staat.

Regel.

Der Mann der Venus lobesam
War, wie di: Fabel meldet, lahm;
Im allgemeinen aber sind
Die Männer schöner Frauen blind.

Umgekehrt.

Am Hochzeitstage sprachste Hanne:
Den Besten habe ich zum Manne!
Heut aber weiß die ganze Stadt,
Daß sie den Mann zum Besten hat.

Eintr und jetzt.

Einst wars Brauch in Hymens Bänden,
Daß die Herzen sich verbanden;
Jetzt genügt zum Mädchenbandgen,
Daß die Beutel sich verbandgen.

Erkenntnis.

„Ich nehme mir die Freiheit“ — sprach
Ich schlüchtern zu Amanden,
Als ich ihr einst mit O! und Ach!
Hab meine Lieb gestanden.
Nun ist nach zwanzigjähr'ger Eß
Erkenntnis mir gekommen:
Ich hab, als ich sie freite, weh!
Die Freiheit mir genommen.

Bewährtes Mittel.

Des Mannes Macht ist nur Legende;
Bei der Dymnacht der Frau hat sie ein Ende.

Wechsel.

Die Sonne schien, der Kuckuck rief,
Es blühten Maiglöckchen und Flieder;
Dir, junge, schöne Zauberin,
Erdeten meine Bieder.
Der Nebel steigt, die Kräh' schreit,
Verdorrt sind des Frühlings Gewächse;
Die junge Zaub'r'n von ehedem
Ist jetzt eine alte Hexe.

Erlaubter Schluß.

Bei der Sonne, licht und golden,
Schwor ich Treue meiner Golden;
Bei des Mondes Silberchein
Schwor Sie, ewig mein zu sein;
Daraus schöpf ich die Belehrung:
Amor ist für Doppelwährung.